Sitzungsberichte
der
Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1915, 1. Abhandlung

Die Friedensidee im Mittelalter

von

Hans Prutz

Vorgetragen am 9. Januar 1915

München 1915
Verlag der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Nicht ganz so fern wie dem Denken der antiken Welt lag dem der mittelalterlichen die Idee eines allgemeinen und dauernden Friedens, auf den von den immer wieder vernommenen Bibelsprüchen so mancher verheißungsvoll hinwies. Erst in den Stürmen der folgenden Jahrhunderte war sie in Vergessenheit geraten, um dann zuerst von William Penn (1644—1718), dem Erneuerer und Organisator der Quäker, in seinem 1693 veröffentlichten „Essay on the present and future peace of Europe“ ohne eigentlich praktisch-politische Tendenz wieder angeregt und wenig später von dem menschenfreundlichen Abbé von Saint-Pierre (1658—1743) in seinem „Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle“ (zuerst anonym 1712, dann Utrecht 1713—16) mit anspruchsvollem Nachdruck vertreten und zugleich als realisierbar dargetan zu werden auf dem Wege einer kunstreichen Um- und Neugestaltung des europäischen Staatensystems, — und seitdem ist sie der modernen Menschheit bis auf unsere Tage von Zeit zu Zeit immer wieder gleich erfolglos nahe gebracht worden. Dem Mittelalter aber ging doch die weichherzige Sentimentalität ab, die immer eine der vornehmsten Quellen abgegeben hat für die ernstliche Erwägung eines Phantasiegebildes, dessen Verfechter die Natur des Menschen und die treibenden Kräfte der Geschichte gleichmäßig gründlich verkennen.

Auf das Denken der mittelalterlichen Menschheit hat bekanntlich ein gewisser eiserner Bestand von immer wieder angeführten Bibelstellen bestimmenden Einfluß geübt. In Bezug

auf die Zulässigkeit oder Verwerflichkeit des Krieges und auf den Frieden als den von Gott gewollten und daher allezeit zu erstrebenden Zustand der christlichen Völker ließ aber diese Autorität im Stich: dem Gruße der Engel an der Krippe zu Bethlehem „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden“ und der Seligpreisung der Friedfertigen, deren das Himmelreich sei, die eine Mahnung zum Frieden als dem Gott wohlgefälligen und der Bestimmung des Menschen entsprechenden Zustand enthielten, konnten gleich autoritative Worte entgegengesetzt werden, nach denen der Krieg niemals ganz verschwinden, sondern so lange dauern sollte wie die Weltzeit (Matthäus 4, 6—8; Marcus 13, 7—8; Lucas 21, 3), also doch wohl als ein Element der von Gott gesetzten Weltordnung angesehen werden mußte, mochte auch die bekannte messianische Weissagung Jesaias 2, 4 von einer dereinst kommenden glücklichen kriegloseu Zeit sprechen, wo die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Sicheln umgearbeitet werden würden. Sich in die Ausmalung eines solchen Zustandes zu vertiefen und über die Formen zu grübeln, in denen er unter Umständen verwirklicht werden könnte, wäre dem mittelalterlichen Friedensschwärmer schon dadurch wenn nicht unmöglich gemacht, so doch wesentlich erschwert worden, daß der Staat, dem er angehörte, die Gesellschaft, in der er lebte, und die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sein Dasein bedingten, auf dem Waffenrecht und dessen Abstufungen beruhten und daß dem die Stellung des einzelnen darin bedingenden Waffenrecht eine entsprechend abgestufte Waffenpflicht gegenüberstand. Ernstlich gefaßt und konsequent durchgeführt setzte sich daher der Gedanke eines allgemeinen und dauernden Friedens in einen unausgleichbaren Gegensatz zu der Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, auf der im Mittelalter das Kulturleben bei Germanen und Romanen beruhte. Dazu kam der Einfluß des religiösen Momentes: wenn auch dem älteren Christentum der Gedanke der Verdienstlichkeit des Glaubenskrieges und des Todes darin fremd gewesen war und seine Bekenner den Krieg und den Soldatenstand überhaupt verworfen hatten, so war darin doch

im Laufe der Zeit eine wesentliche Änderung eingetreten.[1]) Nicht erst durch die Kreuzzüge und nicht bloß während derselben galt der Kampf für den Glauben, das Eintreten für die Ausbreitung des Christentums und die Abwehr der es bedrängenden Feinde für die vornehmste Pflicht des waffenfähigen Mannes, der er unter Umständen alle anderen nachzusetzen hatte. Von einem allgemeinen Frieden also konnte damals schon aus diesem Grunde nicht geträumt werden, oder doch nur unter weiteren, nach Lage der Dinge völlig unerfüllbaren Voraussetzungen, namentlich der einer vorhergehenden Ausbreitung des Christentums zu den ihm bisher noch nicht gewonnenen Völkern, insbesondere den den Islam bekennenden. Daher erfährt der Friedensgedanke, wo er im Mittelalter auftaucht, von vornherein eine wesentliche Beschränkung: er will nur im Kreise der christlichen Völker verwirklicht werden, den zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten ein Ende machen, um sie versöhnt und geeinigt ihre gesamten Kräfte gegen die Ungläubigen, vor allem gegen die Türken wenden zu lassen. Hier war den mittelalterlichen Friedensfreunden also eine Grenze gesetzt, welche sie, so lange sie den Boden der Wirklichkeit nicht völlig verlassen wollten, notgedrungen respektieren mußten: erst einer der letzten in ihrer Reihe hat, wie sich selbst, so die Welt darüber hinwegtäuschen zu können gemeint, indem er mit verwegener Phantasie das Unmögliche für möglich ausgab und das Unerreichbare als leicht erreichbar hinstellte, nämlich von dem bevorstehenden Übertritt des türkischen Sultans zum Christentum fabelte. Damit wäre nach dieser Auffassung der allgemeine und dauernde Friede denn freilich gesichert gewesen.

Aber noch in anderer Hinsicht war die Friedensidee, wo sie im Mittelalter auftauchte, durch die Eigenart der jeden Versuch zu ihrer Verwirklichung bedingenden Verhältnisse von Anfang an wesentlich anders gerichtet als in der modernen

---

[1]) Vgl. Harnack, Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen 1905.

Zeit. War damals der Krieg doch für weite Kreise und zwar in der älteren Zeit besonders für die in der gesellschaftlichen Rangordnung am höchsten stehenden ein Beruf, auf dessen Übung sie nicht verzichten konnten, ohne ihre bevorzugte Stellung zu schädigen. Ja mehr noch: der Krieg im kleinen, die Fehde, war ein Rechtsmittel, dessen Anwendung man wegen der davon untrennbaren unheilvollen Wirkungen wohl einzuschränken versuchen konnte, indem man, wie es der in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts von Burgund nach Deutschland verpflanzte Gottesfriede bezweckte, die für die Übung des Fehderechts zur Verfügung stehende Zeit durch kirchliche Gebote einschränkte oder, wie es wenig später die Landfrieden wollten, die Geltung des Fehderechts für gewisse Gegenden auf bestimmte Zeit suspendierte. Sowohl der Gottesfriede wie der Landfriede waren nur Notbehelfe: weder der eine noch der andere hat zum Ziel geführt, so ernst und anfangs scheinbar erfolgreich damit vorgegangen wurde. Mit der Politik aber oder überhaupt mit den staatlichen Verhältnissen oder gar mit den Beziehungen der Staaten zueinander haben diese mittelalterlichen Friedensbestrebungen eigentlich nichts oder doch nur sehr mittelbar etwas zu tun gehabt. Daher sind denn auch die Mittel, vermöge deren ihre Träger das ersehnte Ziel zu erreichen hofften, ganz andere als die, welche von den Vorkämpfern der gleichen Idee in den neueren Zeiten vorgeschlagen zu werden pflegen. Nicht bei den Staaten, die ihre Streitigkeiten mit den Waffen zum Austrag zu bringen gewohnt sind, setzten sie ein: bei den einzelnen Individuen begannen sie ihr Wirken für den Frieden. Denn für erlittenes Unrecht Vergeltung zu üben, war nach den Anschauungen jener Zeit nicht bloß das Recht, sondern in vielen Fällen die Pflicht des waffenfähigen Mannes. Sich dieses Rechts zu begeben, die ihm entsprechende Pflicht unerfüllt zu lassen, war für ihn ohne Minderung seiner persönlichen Würde nur dann möglich, wenn er seine Ansprüche auf Vergeltung, mit deren gewaltsamer Durchsetzung auch für ihn eine sittliche Gefahr verbunden war, um dieser zu entgehen, dem da in Wirksamkeit tretenden

höheren Gesichtspunkt zum Opfer brachte, d. h. um nicht zu sündigen, um seines Seelenheils willen den ihn erfüllenden und nach menschlichem Recht entschuldbaren Drang nach Vergeltung überwand und sich dem göttlichen Gebote fügend seinem Beleidiger die Schuld vergab und sich so seinerseits eine Anwartschaft auf die Gnade des Himmels erwarb. Damit wurden solche Streitigkeiten, die zu gewaffneten Konflikten führen konnten, aus der Sphäre der menschlichen Leidenschaften in die der christlichen Moral verpflanzt: wer so handelte, betrat den Weg zu sittlicher Vervollkommnung. Ein derartiges Verfahren aber allgemein durchzuführen, hätte eine sittlich außerordentlich hochstehende Gesellschaft vorausgesetzt, und nur idealistisch schwärmende Geister mochten glauben, eine solche auf diesem Wege allmählich heranziehen zu können. Daß ihnen binnen kurzem eine schmerzliche Enttäuschung bereitet wurde, war unvermeidlich: der zur Verwirklichung solcher Entwürfe nötige selbstlose Verzicht des einzelnen auf sein persönliches Recht war in jenen harten Zeiten noch weniger zu erreichen als in den sittlich vielleicht höherstehenden späteren Epochen.

In einem Punkte aber und zwar einem sehr wesentlichen, der obenein entscheidend ist für den wahren Charakter der meisten dieser Bestrebungen, stimmen die mittelalterlichen Entwürfe und Versuche zur Herbeiführung eines allgemeinen und dauernden Friedens überein mit den in neueren Zeiten zutage getretenen Bestrebungen gleicher Art. Geht man nämlich den Motiven und Absichten ihrer Urheber und Vorkämpfer gründlicher nach, so ergibt sich, daß es diesen eigentlich stets nicht um den Frieden um des Friedens willen zu tun war, sondern daß sie diesen erstrebten und herbeigeführt zu sehen wünschten nur als das einfachste und dabei wirksamste Mittel zur Erreichung anderer, mehr oder minder selbstsüchtiger Ziele. Wohl mochten die schwärmerischen Mönche cluniazensischer Richtung, die am liebsten die ganze Welt in ein großes Kloster verwandelt hätten, in ihrer Weltfremdheit für möglich halten, daß einmal der Zustand einträte, den der Prophet Jesaias in der bekannten messianischen Weissagung (Kap. 2, V. 4) als dem Menschen-

geschlecht dereinst bestimmt ausgemalt hat: „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, dann wird kein Volk wider das andere das Schwert aufheben und werden fortan nicht mehr kriegen lernen“: — wo aber die Friedensidee von einer der zu ihrer vermeintlichen Verwirklichung zunächst berufenen und auch allein befähigten weltlichen Instanzen aufgegriffen wurde, da hat sie regelmäßig nur dazu dienen sollen, unter dem Deckmantel allgemeiner Menschenliebe deren besondere Vorteile wahrzunehmen und möglichst dauernd sicherzustellen oder Gewalten, die ihren Plänen entgegenzutreten gewillt und fähig waren, vorübergehend zu entwaffnen. Das gilt ja ganz besonders auch von dem berühmten „Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle“ des Abbé von Saint-Pierre, in dem dieser eigentlich nur einen ihm durch einen glücklichen Zufall bekannt gewordenen angeblichen Plan Heinrichs IV. den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt haben wollte. Auf den ersten Blick als ein Hirngespinst erscheinend skizzierte derselbe in Wahrheit doch nur den Weg, den Frankreichs Diplomatie nach Ludwigs XIV. Tod in den Jahrzehnten der Kabinettskriege, der Kongresse und des Länderhandels dank der Kurzsichtigkeit, Uneinigkeit und Schwäche der übrigen Mächte zu seinem und seiner Verbündeten und Schützlinge Vorteil tatsächlich verfolgt hat. Daran ändert nichts die bittere Kritik, die der Verfasser an Ludwig XIV. übte und mit der Ausstoßung aus der Akademie büßte.[1]) Das Gleichgewichtssystem, durch das der große Oranier auf dem englischen Thron die Übermacht Frankreichs für alle Zeit niederzuzwingen gedacht hatte, verwarf der Abbé natürlich: demselben fehlte nach seiner Meinung die Bürgschaft für die Haltung der geschlossenen Verträge; auch bleibe, selbst wenn diese sich beschaffen ließe, immer noch die Gefahr einer Störung des Friedens durch Bürgerkriege, Prätendenten usw. Deshalb sollten, so schlug er vor, die Staaten Europas zu einer Union

---

[1]) Vgl. J. G. Droysen, Ein historischer Beitrag zu der Lehre von den Kongressen, in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1869.

zusammentreten nach Art der Niederlande, der Eidgenossenschaft und des deutschen Reichs, in dessen Verfassung ihm freilich bezeichnenderweise der kaiserliche Oberbefehl über das Reichsheer und die freiheitsgefährliche Autorität des Reichskammergerichts bedenklich erschienen. Die der Union beitretenden Staaten sollen, so ist des Abbé Plan, einander ihren Besitzstand verbürgen unter der Oberleitung eines als Senat bezeichneten ständigen Gesandtenkongresses. In die inneren Angelegenheiten der Staaten darf dieser sich nicht einmischen, außer wenn eines der Fundamentalgesetze des Bundes verletzt wird. Von diesen aber besagt eins: Wenn ein Fürstenhaus erlischt, so ordnet die Union die Erbfolge oder macht das erledigte Land zur Republik. Charakteristischer aber noch ist Saint-Pierres Gedanke, jener Senat solle in jedem Lande und in jeder Stadt Residenten halten, die ihn von allem Geschehenen genau unterrichten: denn er läuft hinaus auf eine internationale Polizeiaufsicht großen Stils. Das erscheint zunächst als phantastische Theorie: erinnert man sich aber der Ereignisse der Jahre 1714—40, der Begleichung der österreichisch-spanischen Konflikte durch den fast fünf Jahre tagenden Kongreß von Cambrai (1721—25) und den zu Soissons (1728) und der Beendigung des polnischen Erbfolgekrieges durch einen Länderschacher von unerhörter Willkür, so stellen sich Saint-Pierres Friedensprojekte dar als eine Abstraktion aus der tatsächlich geübten politischen Praxis. Mit anderen Worten: das vielgepriesene Friedensprojekt des menschenfreundlichen Abbé, das scheinbar aus den edelsten Motiven entsprang und angeblich nur das Wohl der kriegsmüden europäischen Menschheit im Auge hatte, lief — dem Urheber selbst vielleicht unbewußt — in Wahrheit hinaus auf den Versuch zu einer kunstreichen Konstruktion des europäischen Staatensystems, die dem erschöpften und ruhebedürftigen Frankreich zugleich mit dem Landgewinn aus den letzten Kriegen die Vorherrschaft in Europa sichern sollte, ohne daß es dazu neuer opfervoller Waffengänge bedurft hätte. Auch dieser sich so selbstlos gebende Friedensapostel war zu sehr Franzose, als daß er imstande gewesen

wäre, die europäische Lage unter einem anderen als dem dadurch bedingten Gesichtswinkel zu betrachten und den von ihm geträumten dauernden Frieden nicht zuerst und vor allem für sein Vaterland möglichst günstig zu gestalten. Aus den ihm durch Geburt und Stammeszugehörigkeit gezogenen Schranken kann auch der Friedensfreund nicht heraus, vielmehr wird er zu allen Zeiten die Entwürfe, durch die er den Krieg unmöglich machen möchte, den ihn in seiner Zeit umgebenden Verhältnissen anzupassen trachten und daher bemüht sein, das eigene Volk und den eigenen Staat nicht bloß sicherzustellen und vor Opfern zu bewahren, sondern ihnen auch für die Zukunft möglichst große Vorteile zu verschaffen. Die harte politische Wirklichkeit und der berechtigte und bis zu einem gewissen Grad notwendige Egoismus schließen da ideale Gesichtspunkte von vornherein aus und stellen das Friedensstreben unwillkürlich in den Dienst von Tendenzen, die sonst gewöhnlich durch den Krieg durchgesetzt zu werden pflegen. So sind auch die Friedensprojekte, von denen wir aus dem Mittelalter Kunde haben, eigentlich alle darauf berechnet gewesen, ihren Trägern freie Hand zu verschaffen zur Verfolgung ihnen besonders am Herzen liegender Ziele, um die ihnen dabei möglicherweise hinderlich zu werden befähigten und gewillten Instanzen zu entwaffnen und ihrem Willen ohne Gewalt zu beugen. Wenn es sich dabei mehrfach zunächst nicht um politische oder überhaupt nicht um weltliche Angelegenheiten handelte, sondern um solche der Kirche, so kommt auch darin nur die vorwaltende Bedeutung zum Ausdruck, welche die Kirche als die alles zusammenfassende und einigende Macht damals nicht nur beanspruchte, sondern tatsächlich besaß und auch in den großen weltlichen Krisen geltend machte.

Diese wie für die Friedensbestrebungen überhaupt, so insbesondere auch für die mittelalterlichen charakteristischen Erscheinungen treten uns gleich bei dem ersten Versuch derart entgegen, von dem wir — freilich nur recht dürftige — Kunde erhalten. Er gehört der Zeit an, da einerseits die Cluniazenser von Burgund aus auch in Deutschland Einfluß gewannen und

dort zugleich durch ihre universalkirchliche Richtung in einen auch politisch höchst bedeutsamen scharfen Gegensatz traten zu den den deutschen Episkopat unter dem hochstrebenden Aribo von Mainz erfüllenden nationalkirchlichen Tendenzen, andererseits das einst mächtig gebietende deutsche Königtum seine aufsätzigen Lehnsleute nicht mehr zu bändigen vermochte und daher kaum imstande zu sein schien, die zeitweise bereits anerkannten Ansprüche auf das demnächst zur Erledigung kommende reiche burgundische Erbe wirklich durchzusetzen. Den Frieden, den er mit starker Hand zu erzwingen nicht die Macht hatte, dachte damals Heinrich II. auf dem Wege vertragsmäßiger Vereinbarung herzustellen, nicht aus Friedensliebe und nicht um des davon zu hoffenden glücklichen Zustandes willen, sondern als Mittel zur Durchsetzung seiner politischen und kirchlichen Pläne, zu der ohne dies keine Aussicht war. Denn die Friedensverbände, zu denen damals, wo das Königtum zu schwach war, um von sich aus den inneren Frieden zu sichern, Fürsten und Edelleute sich hier und da zusammentaten, erfüllten nicht ihren Zweck, legten aber deutlich Zeugnis ab von dem allgemeinen Friedensbedürfnis, das die Cluniazenser aus kirchlichen Gründen und mit kirchlichen Mitteln zu befriedigen berufen sein wollten. Beide Tendenzen trafen in Burgund besonders lebhaft zusammen, an dessen Beruhigung Deutschland und Frankreich, Staat und Kirche gleich großes Interesse hatten. Unter ihrem Einfluß und um ihnen zum Siege zu verhelfen, fand im August 1023 am Zusammenfluß von Chiers und Maas zwischen Ivois und Mouzon eine prunkvolle Zusammenkunft Kaiser Heinrichs II. und König Roberts I. von Frankreich statt: dort verabredeten die beiden Fürsten zunächst ein gemeinsames Vorgehen zur Errichtung eines internationalen Friedensbundes, der mit Hilfe der im Sinn der Cluniazenser zu reformierenden Kirche durch ein nach Pavia zu berufendes allgemeines Konzil zu einem Weltfriedensbund erweitert werden sollte. In Wahrheit jedoch war der Friede auch hier nur Vorwand und Mittel zur Erreichung eines anderen Ziels. Denn der Friedensbund, den ins Leben

zu rufen Heinrich II. sich alsbald mit dem reformeifrigen Papst Benedikt VIII. in Verbindung setzte, sollte schließlich nur dazu dienen, das stolze Sonderstreben zu überwältigen, welches die von lebendigem Nationalgefühl erfüllte deutsche Kirche den von Clugny unterstützten hierarchischen Ansprüchen entgegensetzte. Infolgedessen wurde er zunächst erst recht die Quelle gesteigerten Unfriedens im Reich, um mit dem Tode seiner beiden Träger zusammenzubrechen und bald vergessen zu sein.[1])

Daß aber die Cluniazenser und ihnen verwandte reformatorische Richtungen in der mittelalterlichen Kirche, wenn sie ihren Einfluß in den Dienst solcher Entwürfe stellten, nur aus kirchlichen oder doch allgemein sittlichen Motiven gehandelt hätten, darf man nicht annehmen: vielmehr wurden sie dazu wenigstens zum Teil durch die Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit und Wohlfahrt bestimmt. Denn die mittelalterliche Kirche war — ganz besonders in Deutschland — durch ihren Besitz zu tief in weltliche Interessen verstrickt, als daß sie nicht immer wieder aus der Bahn hätte gelenkt werden sollen, die ihr eigentlicher Beruf ihr vorzeichnete. Wie oft hat sie vielmehr die Gebote der christlichen Moral, deren Hüterin sie sein wollte, nicht bloß zum Nachteil des Ideals eines allgemeinen Friedens verletzt! Durchaus in diesem aber wurzelte im Gegensatz dazu das Friedensgebot, das im Höhestand des mittelalterlichen Kaisertums der gewaltige Salier Heinrich III. mit wahrhaft imponierender Würde verkündigte und mit nie dagewesener sittlicher Energie seinen widerstrebenden Reichen aufzuzwingen unternahm. Was der cluniazensische Gottesfriede in einer fast mechanisch erscheinenden äußerlichen Weise zu leisten versucht hatte, was aber doch nur zu erreichen gewesen wäre durch die Niederwerfung des widerspenstigen Laienadels durch die strafende Kirche, das unternahm dieser ebenso geniale wie sittlich hochstehende Fürst aus eigener Kraft auszuführen, indem er mit heiligem Eifer allein das Gewicht

---

[1]) Vgl. Prutz, Staatengeschichte des Mittelalters I, S. 283.

seiner makellosen Persönlichkeit dafür einsetzte. Der Vorgang ist so einzig in seiner Art, daß er auch den für das Zutagetreten geistiger Strömungen im allgemeinen wenig empfänglichen mittelalterlichen Chronisten sich imponierend aufdrängte und sie veranlaßte, ausführlich davon Nachricht zu geben. Das ist um so dankenswerter, als er für das eigenartige Wesen der mittelalterlichen Friedensbestrebungen überhaupt äußerst lehrreich ist und dasselbe besonders klar zur Anschauung bringt, so daß die meisten ähnlichen Versuche der folgenden Jahrhunderte an ihm als dem Vorbild gemessen und von ihm aus in ihrer Bedeutung gewürdigt werden können. Das Charakteristische daran ist die innige Verbindung zwischen der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Autorität und die ihr entsprechende einzigartige Verquickung des Sittengesetzes mit dem Gebot der weltlichen Obrigkeit, vor allem aber die nur hier zu konstatierende Tatsache, daß das Friedensgebot nicht wie alle späteren und wie das wenige Jahre vorher von Heinrich II. geplante nur das Mittel zur Erreichung eines anderen Zweckes war, sondern wirklich den Frieden allein um des Friedens willen anstrebte, als unerläßlich für das Seelenheil des einzelnen Menschen wie für die Wohlfahrt der Völker und der gesamten Menschheit. Es lohnt daher der Mühe, den in seiner Art einzigen Vorgang sich auch in seinen Einzelheiten zu vergegenwärtigen.

In der zweiten Hälfte des Oktober 1043 waren zahlreiche deutsche Bischöfe in Konstanz zu einer Synode versammelt. Auch Heinrich III. war dazu erschienen, hat also wohl den dort zu erwartenden Verhandlungen besondere Bedeutung beigelegt. Sie dürften vornehmlich dem Landfrieden gegolten haben, mit dem es gerade in Schwaben damals übel bestellt war. Den gewünschten Erfolg freilich können sie zunächst nicht gehabt haben, denn sonst wäre der ganz ungewöhnliche Schritt, den Heinrich schließlich tat, gar nicht nötig geworden. Vielmehr wird das imponierende Einsetzen seiner Persönlichkeit nur verständlich durch die Annahme, alle anderen Mittel hätten bereits versagt gehabt. Am vierten Tage der Synode nämlich,

so wird berichtet, trat der König selbst als Redner vor die Versammlung und richtete von einem erhöhten Platz aus an sie in beredten Worten die Mahnung zum Frieden und gab am Schluß die feierliche Erklärung ab, daß er allen, die sich gegen ihn vergangen, Verzeihung gewähre und die verwirkte Buße erlasse. Dann forderte er insbesondere die anwesenden schwäbischen Großen auf, seinem Beispiel zu folgen, einander alles Unrecht zu vergeben und alle daraus entsprungene Feindschaft zu begraben.[1]) Der Erfolg scheint nicht ganz der gehoffte gewesen zu sein. Denn wenn sich auch ein Teil der Anwesenden beeilte, der Mahnung nachzukommen, einander alle noch nicht ausgetragene Unbill vergab und so auf das Recht mit gewaffneter Hand dafür Vergeltung zu üben Verzicht leistete, so war doch auch die Zahl derjenigen nicht gering, die sich ihr Recht nicht durch ein Friedensgebot verkürzen lassen wollten, dessen kühner Idealismus mit den bestehenden Verhältnissen so stark kontrastierte und das, wenn man es gewaltsam durchzusetzen versuchte, mit sich selbst in einen verhängnisvollen Widerspruch zu geraten drohte. Doch gelang es schließlich den wiederholten Mahnungen Heinrichs — selbst Drohungen soll er nicht gespart haben —, die Widerstrebenden zu bestimmen, daß auch sie auf die Erzwingung ihres Rechts gegen ihre Widersacher ausdrücklich verzichteten.

Damit schien die Friedensidee, die in Burgund zu dem Gottesfrieden geführt und in Deutschland den Landfriedensversuchen der letzten Jahrzehnte zu Grunde gelegen hatte, durch den mächtigsten Herrscher der Zeit sieghaft zur Geltung gebracht worden zu sein. Recht verständlich aber wird dessen Verfahren aus seiner ihrer selbst gewissen Frömmigkeit und dem hochfliegenden Idealismus, der ihn beschwingte. Mit beiden aber stand dieser merkwürdige Mann allein: diejenigen, von deren Haltung der Erfolg seines edlen Strebens abhing, vermochten nicht ihm zu folgen oder wollten ihm nicht folgen. Bereits einige Monate früher, während des Ungarnfeldzuges

---

[1]) Ebendas. S. 318—19.

von 1043 nach dem glänzenden Sieg, den er am 5. Juli an der Raab über König Aba davongetragen, hatte Heinrich jene Friedenspläne zuerst offenbart, deren Verwirklichung die merkwürdige Szene in Konstanz einleiten sollte. Angesichts des ganzen Heeres war er damals vor der mitgeführten Reliquie einer Kreuzpartikel niedergekniet, hatte tief ergriffen das „Kyrie eleison“ angestimmt, und allen, die sich gegen ihn vergangen, feierlich verziehen und seine Waffengefährten, hoch und niedrig, ermahnt, ein Gleiches zu tun. Es handelte sich demnach offenbar um eine ihm persönlich eigene Idee, die sich reformatorisch einem der größten Gebrechen der Zeit entgegenstellte. Hervorgegangen aus der von Clugny aus angeregten großen geistigen Strömung, war sie doch in der Form durchaus neu und originell und ging kühn gerades Wegs auf das letzte und höchste Ziel los, das sonst noch niemand so fest ins Auge zu fassen und so bestimmt zu bezeichnen gewagt hatte. Mochte Heinrich III. auch angeregt sein durch den cluniazensischen Gottesfrieden auf der einen und die deutschen Landfrieden auf der anderen Seite, so ging er doch, von der Unzulänglichkeit dieser wohlgemeinten Notbehelfe überzeugt, weit darüber hinaus, indem er die Entscheidung auf ein Gebiet verlegte, wo jede persönliche Willkür sich einem allgemein und unbedingt geltenden Gebot zu fügen hatte. Statt der zeitlich und räumlich beschränkten Frieden, die man bisher allein gekannt hatte und durchzusetzen schon glücklich gewesen war, vertrat er zuerst den Gedanken eines allgemeinen und dauernden Friedens, ermöglicht durch den freiwilligen Verzicht des einzelnen auf die Geltung des alten nationalen Rechts und die unterschiedslose Beugung aller unter das göttliche Gebot, nach dem jeder, um selbst Vergebung seiner Schuld zu erlangen, seinen Schuldigern vergeben soll. Es lag demnach hier nicht eine Weiterbildung der von dem letzten sächsischen Herrscher gemachten Anfänge vor, sondern etwas ganz Neues von kühner Großartigkeit. Seines Vorgängers Entwürfe hatten in dem Gegensatz zwischen Geistlichkeit und Laientum, Himmlischem und Irdischem gewurzelt: die Autorität der Kirche hatte aufgeboten, das wider-

strebende Laientum durch sie zum Frieden gezwungen, d. h. der Friede herbeigeführt werden sollen durch einen großen Kampf zur Niederwerfung der ihm sich entgegensetzenden Gewalten. Das war das Verhängnis der Regierung Heinrichs II. geworden, da der deutsche Episkopat sich der Beihilfe zur Verwirklichung solcher cluniazensischen Ideale weigerte, die auch seine weltlichen Interessen geschädigt haben würden. Ganz anders Heinrich III.: er erhob den Gegensatz, um den es sich handelte, aus der Sphäre des politischen und des kirchlichen Kampfes in die Sphäre der Sittlichkeit und legte die Entscheidung in das Herz und das Gewissen jedes einzelnen. Er gebot Frieden, indem er jedem die Notwendigkeit nahe rückte, ihm geschehenes Unrecht um seines eigenen Seelenheils willen zu vergeben, damit auch ihm dereinst vergeben werde, und selbst als ein leuchtendes Beispiel voranging, er, der nicht private Kränkung durch private Vergeltung zu rächen hatte, sondern als Reichsoberhaupt das gegen das öffentliche Wohl geschehne Unrecht, die Verletzung des öffentlichen Friedens als die von Gott verordnete Obrigkeit zu strafen hatte und nun allen, welche sich da schuldig gemacht, die verwirkte Strafe erließ und in weitherzigster christlicher Milde Verzeihung gewährte. Indem er so die in Staat und Kirche miteinander streitenden Gegensätze in sich selbst überwand und ausglich, wies er jedem einzelnen den Weg, wie auch er zu äußerem und innerem Frieden kommen, wie überhaupt der Anlaß zu Streit, zu Gewalttat und Vergeltung beseitigt werden könnte. So war sein Friedensgebot von vornherein von jeder zeitlichen und räumlichen Beschränkung gelöst und ging direkt auf den allgemeinen und dauernden Frieden aus. In seinem begeisterten sittlichen Idealismus hielt er es für möglich, daß, was ihm selbst gelungen, schließlich auch allen anderen gelingen und so zu einer sittlichen Wiedergeburt der Christenheit führen werde. Auch seiner wartete nur zu bald eine schmerzliche Enttäuschung, und der Zustand, dem das Reich nach seinem Tode entgegenging, war gerade das Gegenteil von demjenigen, den herbeizuführen er für möglich gehalten und erstrebt hatte.

Für einen so hohen sittlichen Idealismus war bei aller Kraft und Tüchtigkeit jene harte Zeit nicht reif. Während Heinrich III. Staat und Kirche auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes zu beglückender Gemeinschaft des Wirkens hatte verbinden und so dem Reich und der Welt den Frieden hatte geben wollen, entbrannte unter seinem Sohn, dem von der Mitwelt schnöde verleumdeten und von der Nachwelt allzu lange verkannten vierten Heinrich, der furchtbare Kampf, dessen Ausgang das mittelalterliche Deutschland endgültig zur Friedlosigkeit verdammte. Noch einmal hielt, unabhängig zunächst vom König und im Gegensatz auch zu der römischen Kirche, die nur dem Kampfe gegen den verhaßten Salier lebte, der Gottesfriede seinen Einzug in Deutschland, indem er, 1081 in der Lütticher Diözese verkündigt, 1083 in der Kölner und 1085 in der Mainzer Nachahmung fand und, dort segensreich bewährt, von dem aus Italien heimkehrenden Kaiser 1103 als allgemeiner Friede auf das ganze Reich erstreckt wurde. Eine merkwürdige Wendung trat damit ein. Seit die Waffen ruhten, war dem hohen Adel das vornehmste Gebiet der Tätigkeit verschlossen, aber die Landwirtschaft gedieh, Handel und Wandel blühten und im Bunde mit dem zum Hort des Friedens gewordenen Königtum schienen Bürger und Bauern die Herrn der Zukunft. Dem bisher so schwer auf Land und Leuten lastenden Wehrstand war jetzt doch kaum eine andere Wahl gelassen als entweder nach dem Vorbild des italienischen und namentlich des lombardischen Adels von seinen Burgen in die Städte hinabzusteigen, um in gemeinnütziger Tätigkeit in deren Gemeinden aufzugehen oder nach dem der französischen Ritterschaft als Vorkämpfer der Christenheit gegen die Ungläubigen im Morgenland einen neuen Rechtstitel für die Bewahrung seiner daheim verwirkten Sonderstellung zu gewinnen. Beides aber machten in Deutschland die politischen und mehr noch die wirtschaftlichen Verhältnisse unmöglich. Bei andauerndem Frieden von wirtschaftlichem Ruin bedroht, verbündete sich der Kriegsadel in unseliger Verblendung mit der unversöhnlichen Kirche und dem von dieser verführten Sohn zu jener

Erhebung, der Heinrich IV. in dem Augenblick erlag, da er und mit ihm das deutsche Volk am Ziele schien.

Für die Idee eines allgemeinen Friedens fehlte in der mittelalterlichen Welt hinfort vollends der Boden. Während die von der Kirche geförderten Kämpfe gegen die Ungläubigen fortdauerten und der Osten sowohl wie der Westen Europas von immer erneuten Kriegen zwischen den sich allmählich formierenden Nationen erfüllt waren, blieb fast keines von den damaligen Kulturländern frei von schweren inneren Kämpfen, die um so erbitternder wirkten, als ihre Anlässe zumeist in ständischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegensätzen lagen, die ihrer Natur nach nicht durch Waffengewalt zum Austrag gebracht, sondern nur auf dem Wege allmählicher Entwickelung überwunden werden konnten. Insbesondere rieb sich Deutschland in solchen auf: hier wurde das Ringen um die Neugestaltung der Reichsverfassung schließlich zu einem unwürdigen Streit um die notdürftige Sicherung des Landfriedens, dessen von Maximilian I. verkündigte „Ewigkeit“ jeder Tag kläglich Lügen strafte. Ein Seitenstück dazu bildet das von endlosen inneren Kämpfen zerrissene und immer wieder von fremden Heeren überzogene Italien. Angesichts der Zerrüttung seines Vaterlands deutet daher der Dichter der „Göttlichen Komödie“, der in dem äußeren Frieden den Zweck der menschlichen Gesellschaft sah, sowie der einzelne Mensch zur Erfüllung seines Berufes vollkommener Ruhe bedürfe, gelegentlich hin auf einen dereinst zu hoffenden dauernden Friedenszustand.[1]) Für andere Völker dagegen, die, glücklicher als jene beiden, sich inmitten ähnlicher innerer und äußerer Heimsuchungen und zum Teil gerade durch dieselben national sammelten und staatlich organisierten, wurde der Krieg eine Schule und zugleich ein wirksames Mittel zum Emporkommen: diesen lag nichts ferner als der schwächliche Wunsch nach einem allgemeinen Frieden und der Glaube an seine Erreichbarkeit. Weichherzige Menschen-

---

[1]) Siehe Dantes „Göttliche Komödie“, übersetzt und erläutert von Philalethes III, S. 56.

liebe und den gutmütigen Wunsch, Länder und Völker von den Schrecken des Krieges dauernd befreit zu sehen, kannte eine Zeit nicht, in welcher der Krieg, ganz abgesehen von seiner nationalen Notwendigkeit und seinem politischen Nutzen, für weite Kreise noch immer nicht bloß Lebensberuf war, sondern eine Quelle des Unterhalts, die sie nur ungern versiegen sahen. Er mußte schon besonders lange dauern und ungewöhnlich verwüstend wirken, um von diesen als eine Geißel empfunden zu werden, von der man sich zu befreien suchen müsse. Bemerkenswert dagegen ist es, daß der lange Zeit so mächtige Gedanke, es sei Pflicht des Christen im Kampfe gegen die Ungläubigen zu verharren, der Menschenalter hindurch immer neue Zehntausende nach dem Morgenlande getrieben hatte, an Geltung und Kraft verlor, da beide Teile sich von den nachteiligen Folgen überzeugt hatten, die sich aus dem immer wieder erneuten Glaubenskrieg für ihr wirtschaftliches Gedeihen ergaben. Die Wucht der materiellen Interessen machte sich gerade da je länger je mehr geltend und ließ den Krieg als ein Übel erscheinen, das man abstellen müsse und könne. Aus der Zeit König Karls V. von Frankreich (1364—80) wird nicht bloß von dem Auftreten eines Ritters berichtet, Roberts de Mennot, der auf Grund einer Vision, die er auf einer Reise nach Syrien während eines Seesturms gehabt haben wollte, von Gott gesandt zu sein behauptete, um den Frieden herzustellen.[1]) Demselben Herrscher aber schrieb der große mongolische Eroberer Timurlenk, er wünsche zahlreiche christliche Kaufleute in seinem Reiche zu sehen und werde sie mit Achtung und Ehrerbietung behandeln, denn von ihrer Tätigkeit hänge das Gedeihen der Welt vornehmlich ab. In einem auf diese Sache bezüglichen Schreiben aber, das Karl VI. im Juni 1403 an den Großkhan richtete, heißt es sogar, es widerspreche nicht dem Gesetz und nicht dem Glauben und stehe auch nicht im Widerspruch mit der Vernunft, sondern sei im Gegenteil nützlich und vernünftig, daß die Könige der Fürsten und Völker,

---

[1]) Vgl. Anatole France, Vie de Jeanne d'Arc I, S. 185.

auch wenn sie nicht denselben Glauben hätten und nicht dieselbe Sprache redeten, sich doch untereinander freundschaftlich verbänden in der Absicht, ihren Völkern die Ruhe zu sichern.[1]) Solche weitausgreifenden Entwürfe ernstlich zu verfolgen, war freilich gerade Frankreich am wenigsten in der Lage.

Denn härter ist während der an Kriegen überreichen zweiten Hälfte des Mittelalters kein Land getroffen als Frankreich, das einen nahezu hundert Jahre dauernden Kampf um seine nationale Selbständigkeit gegen England durchzuringen hatte. Ein Zustand beispielloser Verwüstung, trostloser Verarmung und wahrhaft erschreckender sittlicher Verwilderung lastete infolgedessen mit erdrückender Schwere auf dem ganzen Volke, zumal dieses, auch noch in sich zerspalten und zerrissen, wiederholt den Einbruch des fremden Eroberers das Signal zum Bürgerkrieg werden sah. Das macht es begreiflich, wenn die seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts nicht mehr geltend gemachte Friedensidee gerade in Frankreich wieder auflebte, begeisterte Vertreter fand und weite Kreise des durch den Krieg zu Grunde gerichteten Volkes zu neuen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft anregte. Wie wenig jedoch das Verständnis nicht bloß der Masse, sondern auch der sie zu leiten berufenen Kreise in der Zwischenzeit fortgeschritten war und wie beide in Bezug auf die Frage nach der Möglichkeit und nach der Art der Verwirklichung der Friedensidee noch ganz in der Auffassung befangen waren, die einst die Cluniazenser und Heinrich III. vertreten hatten, das lehrt schon die eine Tatsache, daß die bedeutendste Vertreterin der wiederauflebenden Friedensidee, die Jungfrau von Orléans, dieselbe verwirklichen zu können glaubte, indem sie dazu im kleinen und einzelnen denselben Weg einschlug, auf dem vier Jahrhunderte früher der große Salier zum Ziel kommen zu können geglaubt hatte.

Als ein Übel ist der Krieg auch im Mittelalter empfunden und beklagt worden, und zwar natürlich um so lauter und schmerzlicher, je länger er dauerte und je verheerender er

---

[1]) Prutz, Jacques Coeur, S. 171.

wirkte. Wenn uns ausdrückliche Zeugnisse dafür in der Überlieferung nur selten begegnen, so hat das seinen Grund zum Teil darin, daß gerade die Kreise, die unter seinen Schrecknissen am meisten litten und ihn deshalb am meisten verwünschten, in den zeitgenössischen Berichten nur sehr selten einmal zu Wort kommen. Aber gerade von Frankreich, von dessen jammervollem Zustand während des drei Menschenalter dauernden Kriegs mit England man sich kaum eine übertriebene Vorstellung machen kann, wissen wir, daß im Gegensatz zu dem Elend der Gegenwart die armen Mönche in den verwüsteten und ausgeraubten Klöstern von einem dereinst zu hoffenden, beglückenden Zeitalter der Eintracht und des Friedens träumten.[1]) Jedoch auch in den fürstlichen und ritterlichen Kreisen, für die der Krieg damals noch immer bis zu einem gewissen Grad Lebenselement war, fehlte es doch nicht ganz an Leuten, die sich von dem Vorurteil ihres Standes frei machten, den Krieg verwarfen und beklagten und den Frieden herbeiflehten. Herzog Karl von Orléans, der lange Jahre in englischer Gefangenschaft schmachtete, preist in einer seiner tief empfundenen, von einem gewissen weltschmerzlichen Hauch durchwehten Balladen den Frieden als den wahren Quell der Freude — „le vray trésor de joye“ — und ermahnt unter Hinweis auf den verfallenen Kultus und die darniederliegenden Studien vor allem die Geistlichkeit, als an erster Stelle dazu berufen, Gott um seine Gewährung anzuflehen.[2]) Daher konnte gerade damals, wer den Frieden zu bringen verhieß oder von dem die Rede ging, er werde ihn bringen, in Frankreich auf besonders freudige Aufnahme und zahlreichen, dankbaren Anschluß aus der kriegsmüden Menge rechnen. Daraus erklärt es sich, daß Jeanne d'Arc, im Widerspruch eigentlich mit ihrem vornehmsten und von ihr selbst am stärksten betonten kriegerischen Beruf, als Bringerin des Friedens begrüßt wurde und unter dem allmählich erstarkenden Einfluß der sich um sie

---

[1]) France, a. a. O. I, S. 451.

[2]) Les poésies de Charles d'Orléans, éd. A. Champollion-Figeac (Paris 1842), S. 175 (Ballade 90).

sammelnden schwärmerischen Geistlichen und Mönche schließlich selbst dazu berufen zu sein glaubte und dies durch ihre Reden und Taten zu beweisen bemüht war. Denn in den Rahmen des himmlischen Auftrages, der ihr durch ihre Stimmen und Visionen erteilt sein sollte, paßte eine solche Mission zunächst doch eigentlich gar nicht. Die Rettung von Orléans, die Herstellung Karl VII. in der Herrschaft über ganz Frankreich und die Befreiung des Herzogs von Orléans aus englischer Gefangenschaft hatte sie zunächst als ihre dreifache Aufgabe bezeichnet, wenn sie auch von Anfang an als das weiter dadurch zu erreichende Ziel den Frieden mit England hinstellte. Aber wie, als die Kunde von ihrem Auftreten durch Frankreich flog, alles das, was in längst vergessenen und nun wieder in Erinnerung gebrachten oder jetzt erst erfundenen und in Umlauf gesetzten angeblichen Prophezeiungen von dereinst erscheinenden wunderbaren Mädchen gefabelt war, nun auf Jeanne d'Arc gedeutet und als durch sie erfüllt oder demnächst zu erfüllen dargestellt wurde, so wurde auch dieser Zug alsbald auf sie übertragen, indem man von ihr nicht mehr bloß den Frieden mit den aus dem Lande verdrängten Engländern herbeigeführt, sondern einen allgemeinen Frieden aufgerichtet zu sehen erwartete.[1]) Daß Johanna und ihre Umgebung, die unter dem Eindruck der ersten erstaunlichen Erfolge der lothringischen Bäuerin an Zuversicht gewann und ihre Ziele sich bald weiter und höher steckte, diese Meinung, die ihren Einfluß zu steigern und ihr noch mehr Anhang zu gewinnen verhieß, nicht bescheiden ablehnten, sondern als richtig gelten ließen, ist leicht begreiflich und konnte ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden. In ihrer zunehmenden visionären Ekstase erschienen diesen Leuten solche Erwartungen der an sie glaubenden Menge schließlich geradezu wie Offenbarungen, die vermöge ihres vermeintlichen himmlischen Ursprungs die Bürgschaft der künftigen Erfüllung in sich trugen. Infolgedessen gaben dann auch einzelne Worte und Wendungen der

---

[1]) France, a. a. O. I, S. 206—7.

Heldin diesen Erwartungen neue Nahrung und bestärkten den ihnen entspringenden Glauben an die von ihr zu hoffende Herbeiführung des ersehnten Friedens, so daß schließlich für manche aus der kriegerischen Jungfrau, die gekommen sein wollte, um Tod und Verderben in die Reihen des Erbfeinds zu tragen, eine Botin des Friedens und der Versöhnung wurde, die als solche für Staat und Kirche ein neues, glückliches Zeitalter herbeiführen sollte. Soweit wir uns aber auf Grund der Quellen von ihrer Entwicklung ein Bild machen können, erscheint Jeanne d'Arc der damals von neuem in Umlauf gesetzten Friedensidee gegenüber nicht als die Anregende und Gebende, sondern als die Angeregte und Empfangende: sie wird gewissermaßen zum Sprachrohr, dessen die Frieden ersehnenden Kleriker sich bedienen, um ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen der von der gleichen Sehnsucht erfüllten Welt besonders nachdrücklich und eindringlich zu verkündigen. Ermöglicht wurde ihnen das dadurch, daß gewisse Züge in dem Wirken der Jungfrau für derartige Bestrebungen ganz ungesucht bequeme Anknüpfung boten und solch weitgehende, über die Aufgaben des Augenblicks hinausgreifende Tendenzen als natürliche, berechtigte und notwendige Konsequenzen aus dem erscheinen ließen, was zunächst hinauszuführen sie berufen sein sollte.

In sehr unscheinbarer Fassung und in ihrer Wirkung auf ganz naheliegende und beschränkte Zwecke gerichtet vertrat Jeanne d'Arc die Friedensidee schon während der Vorbereitung des Zuges zur Rettung Orléans' in Tours und Blois, und zwar ganz in der Form, in der sie — freilich im größten Stil — einst Kaiser Heinrich III. vertreten hatte. In dem Streben, die französischen Truppen allmählich an Manneszucht und so an menschliche Kriegführung zu gewöhnen, organisierte sie damals die zu ihrer persönlichen Bedeckung bestimmten Mannschaften als eine Art von frommer Friedensgenossenschaft, die dann wohl allmählich auf weitere Kreise ausgedehnt werden und schließlich das ganze Heer umfassen sollte. Die dazu Gehörigen, so ordnete sie an, sollten einander alles begangene

Unrecht vergeben und ausdrücklich auf jede Art von Vergeltung verzichten, auch sonst vornehmlich auf ihr Seelenheil bedacht sein und für die Reinheit ihres Gewissens sorgen, deshalb täglich beichten und kommunizieren,[1]) wie sie selbst es zu tun pflegte. Das alles aber stammte nicht von Johanna selbst und war wohl auch nicht ihr von ihren geistlichen Beratern an die Hand gegeben: es ergibt sich bei näherer Prüfung vielmehr als eine fast wörtliche Wiederholung des Friedensgebots, welches von den städtischen Autoritäten in Puy-en-Velay erlassen und den benachbarten Fürsten und Städten zur Nachachtung und Unterstützung mitgeteilt zu werden pflegte, wenn daselbst das in ungleichen größeren Zwischenräumen, bei Eintritt bestimmter astronomischer Konstellationen gefeierte große Ablaßfest stattfand, zu dem viele Tausende von Wallfahrern zusammenströmten.[2]) Das war eben 1429 der Fall, und wir wissen, daß damals der Jungfrau Mutter dorthin pilgerte, mit der Jean Pasquerel dort zusammengetroffen zu sein bezeugt. Das erklärt sehr einfach, wie Johanna davon Kenntnis erhielt und die dort von alters her bewährten Bestimmungen sich für ihre ausgewählte Umgebung zu eigen machen konnte. Handelte es sich in Puy zunächst um einen lokalen Frieden und noch dazu um einen solchen, der nur zu gewissen Zeiten und in großen Zwischenräumen Platz griff, so enthielt derselbe doch schon insoferne den Keim zur Verallgemeinerung, als die städtischen Körperschaften des berühmten Wallfahrtsorts ihren Erlaß durch Vermittelung des Königs den benachbarten Fürsten, insbesondere den Herzögen von Burgund, Savoyen und Bourbon mitteilen ließen, damit diese den dorthin ziehenden Pilgern in ihren Gebieten ebenfalls sicheres Geleit gewährten. Daher kann es auch nicht wundernehmen, wenn der Gedanke der Friedensstiftung, der bei ihr zunächst nur einem eng begrenzten Kreise gegolten und in diesem zu militärischen Zwecken hatte

---

[1]) Quicherat, Procès de Jeanne d'Arc III, S. 78 und 104–5. Chronique de la Pucelle, S. 283.

[2]) Vgl. Ayroles, La vraie Jeanne d'Arc I, S. 15–16 nach Les chroniques du Puy, ed. M. Chassaing I, S. 144 ff.

durchgeführt werden sollen, in dem Geist der Jungfrau allmählich größeren Umfang gewann und einen allgemeinen Charakter annahm, während die für seine vermeintliche Verwirklichung in Aussicht genommenen Formen im wesentlichen dieselben blieben und nur in Einzelheiten phantastischer ausgestaltet wurden. Wir können hier in einem bestimmten Fall die Steigerung verfolgen, die mit ihren Ansprüchen auch Johannas Glaube an sich selbst erfuhr: diese entsprang nicht aus ihr selbst, sondern ging aus von anderen gegebenen Anregungen hervor.

Da nämlich die Jungfrau von Anfang an als weitere beglückende Folge der mit der Rettung von Orléans beginnenden endlichen Austreibung der Engländer aus Frankreich den so lange ersehnten Frieden in Aussicht gestellt hatte, wie das zum Beispiel in dem berühmten Brief geschehen war, durch den sie auf dem Marsch nach Reims die Bürger von Troyes aufforderte, ihrem rechtmäßigen König die Tore zu öffnen,[1]) so war es bei der Erschöpfung des kriegsmüden französischen Volkes nur natürlich, daß diese Seite ihres Wirkens weithin besonders freudig begrüßt und als ihr vornehmster Beruf angesehen wurde, man also aus der kriegerischen Jungfrau eine Friedensbotin und Friedensbringerin machte: dem deutschen Chronisten Eberhard Windeke galt die Herstellung des Friedens sogar für einen von den drei speziellen Aufträgen, die ihr vom Himmel geworden sein sollten.[2]) In diesen Vorgängen gleichzeitigen Berichten in Frankreich heimischer venezianischer Kaufleute an einen Geschäftsfreund in der Inselstadt, welche getreulich die die öffentliche Meinung in jenen Tagen beschäftigenden Gerüchte wiedergeben, wird dieser Glaube an den Beruf der Jungfrau zur Herbeiführung des Friedens besonders nachdrücklich betont und die von derselben dazu empfohlenen Maßnahmen breit ausgemalt — ein sonderbares Gemisch von

---

[1]) France I, S. 488. Procès IV, S. 287: „nous ferons bonne paix et ferme quoique vienne contre".

[2]) Eberhard Windeke, ed. Altmann, Kap. 259, § 295, S. 246 Procès IV, S. 486—87.

praktischer Frömmigkeit und wunderlichem Zeremonienwesen, bei dem man zweifeln mag, was davon auf Rechnung Johannas zu setzen und was der Ausschmückung durch die sich damit beschäftigende Menge zuzuschreiben sein dürfte. Danach hätte es sich zunächst um eine Erweiterung des engeren Friedensbundes gehandelt, den Johanna für ihre nächste Umgebung gebildet hatte, und weiterhin um eine Versöhnung der Franzosen untereinander: der Dauphin und alle seine Untertanen sollten gemeinsam kommunizieren und einander und jedermann alles Unrecht vergeben, um in Ruhe und Frieden miteinander zu leben; geschehe das nicht oder würde das in der Not abgelegte Gelöbnis nicht gehalten, so werde der Dauphin und ganz Frankreich binnen kurzem verloren sein, während er andernfalls durch Gottes Barmherzigkeit Herr seines ganzen Landes werden würde.[1]) Unter dem Eindruck der Erfolge der Jungfrau hätte nach denselben Gewährsmännern Karl VII., neuen Mut fassend, auch wirklich danach gehandelt, Franzosen sowohl wie Engländern alles, was sie ihm angetan, tief ergriffen und in Tränen verziehen und so den von Johanna empfohlenen Weg der Versöhnung und des Friedens unter allgemeiner bußfertiger Zerknirschung eingeschlagen. Dieser aber habe weiterhin zur Versöhnung auch der beiden so bitter verfeindeten Völker führen sollen. Dazu habe Johanna im einzelnen vorgeschrieben, alle Engländer und Franzosen sollten sich ein oder zwei Jahre lang in das Grau der Büßer kleiden mit einem kleinen Kreuz darauf, während derselben Freitags nur Wasser und Brot genießen, mit ihren Frauen in Eintracht leben und sich des Verkehrs mit anderen enthalten und geloben, die Waffen hinfort nur noch zur Verteidigung ihres Erbes zu ergreifen.[2])

Es muß, wie gesagt, dahingestellt bleiben, ob man es in diesen wunderlichen Vorschriften mit Gedanken und Aussprüchen der Jungfrau selbst zu tun hat oder mit Projekten, zu deren Entwerfung und Ausmalung ihr Auftreten und ihre

---

[1]) Chronique d'Antonio Morosini, ed. Lefèvre-Pontalis et Dorez III, S. 103—5.

[2]) Ebenda S. 63–65.

Erfolge weiter denkenden Köpfen den Anlaß gaben, ohne daß sie Anteil daran gehabt hätte. Jedenfalls liegt von ihr keine sicher beglaubigte Äußerung vor, welche sie als bewußte Trägerin der Friedensidee in einem deren moderner Fassung einigermaßen entsprechenden Sinn erscheinen ließe, mögen auch ihre schweifenden Gedanken gelegentlich sich bis zur Ausmalung der Möglichkeit verstiegen haben, versöhnt und verbündet könnten Franzosen und Engländer sich dereinst gemeinsam gegen die Ungläubigen wenden und so noch besonders Großes leisten. Das schließt natürlich nicht aus, daß die ihr zugeschriebene Friedensidee von anderen als das letzte Ziel ihrer Mission angesehen und gefeiert und die Menge so veranlaßt wurde, gerade derartige Hoffnungen auf sie zu setzen. Bei einer solchen Betrachtungsweise wuchs die Bedeutung der Lothringerin freilich weit über das ihr gebührende Maß hinaus: aus der Befreierin des Vaterlands wurde eine die Welt zu beglücken berufene himmlische Friedensbotin. Dieser Wandel der Auffassung hat sich zudem offenbar schon früh vollzogen und ist nicht erst nachträglich durch die Legende bewirkt worden. Denn bereits in einem ausdrücklich vom Ende Juli 1429 datierten Gedicht der Christine de Pisan war die Überzeugung ausgesprochen, die Jungfrau solle überhaupt der Christenheit namentlich innerhalb der zerrissenen Kirche den Frieden wiedergeben.[1]) Wie unter den damaligen Verhältnissen eine solche Vorstellung entstehen konnte, ist leicht begreiflich, und Johanna selbst hat ihr durch einzelne ihrer Handlungen, die freilich aus dem Rahmen des von ihr zunächst beanspruchten Berufs einigermaßen herausfielen, geradezu Vorschub geleistet, wie, wenn sie auf eine Anfrage des Grafen von Armagnac sich den Anschein gab, als ob sie von ihren Stimmen demnächst auch darüber belehrt werden würde, welcher von den damals streitenden Päpsten der rechtmäßige sei.[2]) Es

---

[1]) Procès V, S. 16. Vgl. Chronique d'Antonio Morosini III, S. 64—65 die Anm. des Herausgebers u. France, a. a. O., S. 30.

[2]) Vgl. Prutz, Die Briefe Jeanne d'Arcs in diesen Sitzungsberichten 1914, I. Abh., S. 20.

war nur eine Folge davon, wenn von anderer Seite die Ansicht verbreitet wurde und durch einen ihr angedichteten Brief scheinbar Bestätigung fand, sie werde gegen die böhmischen Ketzer zu Felde ziehen, um sie zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu nötigen.[1]) Das geschah aber ebensowenig, wie Verhandlungen Karls VII. mit Papst Martin V. über die Herstellung der Kircheneinheit in jener Zeit nachweisbar sind.[2])

Als bewußte Vertreterin der Idee eines allgemeinen Friedens wird man nach alledem Jeanne d'Arc nicht in Anspruch nehmen können, wohl aber konstatieren dürfen, daß ihr Erscheinen und ihre Wirksamkeit die Friedensidee, die so lange geruht hatte, neu belebte und ihre bisher schweigenden Anhänger zu ihrer erneuten Geltendmachung veranlaßte, unter Berufung auf die Autorität der volkstümlichen Heldin. Wie diese Friedensidee in der Lage Frankreichs ihren Ursprung nahm, so ist sie, wenn auch die Kunde davon nach dem benachbarten Deutschland kam, auch auf Frankreich beschränkt geblieben. Der Ausgang ihrer Veranlasserin bereitete ihr ein vorzeitiges Ende. Um dieselbe Zeit aber, wo der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England zu Ende ging, traten im Südosten Europas Ereignisse ein, welche den Wunsch nach Herstellung eines allgemeinen Friedens innerhalb der abendländischen Christenheit mächtiger denn je zuvor aufleben ließen, weil nur durch einen solchen die Gefahr beschworen werden konnte, die der christlichen Kultur von dem erobernden Vorgehen der Türken drohte. Als Trägerin dieser sozusagen neu formulierten Friedensidee erscheint der Lage entsprechend die Kirche: aber auch ihr war der Friede, zu dem sie die christlichen Völker bestimmen wollte, nicht Selbstzweck, sondern nur das Mittel, durch das sie jene zu einmütiger Abwehr des gemeinsamen Feindes befähigen wollte. Das steigerte wohl den Eindruck ihrer Mahnungen: um so schmerzlicher war freilich die Enttäuschung, als diese schließlich wirkungslos verhallten. Im übrigen nahm

---

[1]) Ebenda S. 26.

[2]) Ayroles, La vraie Jeanne d'Arc III, S. 577.

diese durch die Kirche in Gang gebrachte Friedensbewegung entsprechend den praktischen, politischen und militärischen Zielen, die sie verfolgte, einen anderen Charakter an, als die früheren Versuche ähnlicher Art. Sie entbehrten namentlich des phantastischen moralischen oder moralisierenden Zuges, der jenen eigen gewesen war und noch die aus dem Kreise Jeanne d'Arcs stammenden Vorschläge geradezu wunderlich hatte erscheinen lassen. Wie die Friedensidee jetzt in den Dienst eines dringenden, von Jahr zu Jahr unabweisbareren Bedürfnisses gestellt war, nahmen auch die zu ihrer Verwirklichung gemachten Vorschläge und Versuche praktischere Formen an. Angesichts ihrer dauernden Erfolglosigkeit aber hat schließlich einer ihrer begeistertsten Verfechter unter dem niederschmetternden Eindruck der Vergeblichkeit aller seiner Bemühungen sich und die Welt dadurch über diese hinwegzutäuschen versucht, daß er den durch kein Mittel erreichbaren radikalen Wandel ausgab für leicht herbeizuführen durch eine Wendung, die nach Lage der Dinge absolut nicht eintreten konnte.

Am 29. Mai 1453 war Konstantinopel in die Gewalt des Eroberersultans Mohammed II. gefallen: am 30. September rief Papst Nikolaus V. die Christenheit auf, durch Herstellung eines allgemeinen Friedens die erste und unerläßlichste Bedingung zur Abwehr des furchtbaren Feindes zu erfüllen. Ein Kreuzzug, zu dem ein Türkenzehnter und ein allgemeiner Ablaß die Mittel schaffen sollten, sei dadurch am wirksamsten vorzubereiten. Die Könige und Fürsten und alle irgendwie Hoheitsrechte über Christen Ausübenden, hieß es in der von ihm erlassenen Bulle,[1]) möchten im Namen des allmächtigen Gottes Frieden machen und halten. Für die gesamte Christenheit ordnete der Papst daher einen allgemeinen Frieden an, den herbeizuführen die Geistlichen die miteinander Streitenden durch kirchliche Zensuren wenigstens zur Bewilligung einer Waffenruhe nötigen sollten, um die auch dann noch Wider-

---

[1]) Raynaldi, Annales ecclesiastici XI, S. 18.

strebenden namentlich zu exkommunizieren. Aber Nikolaus V. ging dahin, bevor er einen Erfolg seiner Bemühungen hatte wahrnehmen können, und auch sein Nachfolger Calixtus III. vermochte nicht das Begonnene in dem geplanten Umfange durchzuführen. Mit um so größerem Eifer nahm der vielgewandte Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. den Gedanken des allgemeinen Friedens auf als der unerläßlichen Voraussetzung für die Waffnung der Christenheit gegen die Türken. Aber noch kläglicher als seine beiden Vorgänger sollte er damit scheitern: als ob er das sich selbst einzugestehen nicht den Mut gehabt hätte, verstieg er sich zu ganz extravaganten Plänen, die man auf den ersten Blick nicht ernsthaft nehmen, sondern für das Spiel einer überreizten Phantasie halten möchte. Infolgedessen nahm unter ihm und durch ihn die Friedensidee eine ganz neue, mit den tatsächlichen Verhältnissen völlig unvereinbare Gestalt an: die inneren Widersprüche, an denen sie von jeher krankte und allezeit kranken wird, offenbaren sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders deutlich. Und doch ist wohl niemals eine Aktion zu ihrer Verwirklichung mit solchem Eifer und mit einem so anspruchsvollen Apparat in die Wege geleitet worden! Gleich am Tage seiner Wahl (19. August 1458) proklamierte Pius II. den Glaubenskrieg gegen die Türken: ihn zu ermöglichen, sollte ein Kongreß in Mantua den allgemeinen Frieden herbeiführen. Nach allen Seiten ergingen Einladungen dazu; als aber der Papst im April 1459 dort seinen Einzug hielt, waren nicht nur die zum Erscheinen eingeladenen Fürsten ausgeblieben, sondern hatten nicht einmal Gesandte zu ihrer Vertretung geschickt. Erst allmählich und nur sehr teilweise wurde letzterem Mangel infolge neuer, dringender Mahnungen abgeholfen. Aber sowohl Kaiser Friedrich III. wie Karl VII. von Frankreich hielten sich der Sache auch jetzt fern: die endlich doch noch erschienenen Gesandten des ersteren wollten von einem Türkenkrieg überhaupt nichts wissen, und die des letzteren bestärkten Venedig in seinem selbstsüchtigen Widerstand gegen die Absichten des Papstes. Die mit so großartigem Apparat begonnene

Bewegung drohte bereits kläglich im Sande zu verlaufen: nirgends fanden die beredten Worte des Papstes einen entsprechenden Widerhall, und der Mantuaner Kongreß, der der Christenheit den allgemeinen Frieden hatte bringen sollen, endete ohne jedes Ergebnis. Nicht viel besser endete die Aktion, die Pius II., nach Rom zurückgekehrt, seit dem Beginn des Jahres 1460 durch die Entsendung von Nuntien, Kollektoren usw. entwickelte, während der gefürchtete Feind seine Herrschaft im Osten immer weiter ausbreitete und nach der Eroberung von Sinope und Trapezunt die Masse der in der ewigen Stadt zusammenströmenden vornehmen byzantinischen Flüchtlinge den Schrecken seines Namens immer weiter nach Westen trug. Damals nun verfiel Pius II., der in einer außerordentlichen Laufbahn so oft bewiesen hatte, daß seine geschmeidige Gewandtheit und sein erfindungsreicher Geist auch aus den verwickeltsten Situationen immer einen Ausweg zu finden wußten, auf den fast grotesken Gedanken, die Türkengefahr, zu deren Abwehr sonst kein Mittel mehr aufzutreiben war, dadurch beschwören zu wollen, daß er den Sultan zum Übertritt zum Christentum überredete. Dann würde, so redete der geistreiche Italiener sich ein, mit dem Schwinden der Feindschaft zwischen Christen und Mohammedanern überhaupt der Anlaß zum Kriege wegfallen und der so lange ersehnte beglückende Zustand eines allgemeinen Friedens eintreten. Schmeichelnd umgab er den Eroberersultan als den künftigen Hort und Hüter desselben mit einem förmlichen Glorienschein. Der Einfall ist so außerordentlich und der damaligen Lage gegenüber so überraschend, daß man es mit der Ausgeburt einer krankhaft überreizten Phantasie zu tun zu haben glauben möchte, läge nicht ein umfangreiches Schriftstück aus des Papstes eigener Feder vor, das mit der Wortfülle und schönrednerischen Gewandtheit, die den Humanisten jener Zeit bei solchen Gelegenheiten eigen war, das Hirngespinst des Langen und Breiten ausführt und den Weg ausführlich erörtert, der zu seiner Verwirklichung eingeschlagen werden müßte. Ob aber Pius II. selbst alles das wirklich geglaubt hat, was er da sagt? Man möchte einen so klugen und be-

währten Diplomaten dessen doch kaum für fähig halten, zumal das mit dem Standpunkt kaum vereinbar ist, den er früher und später in der Türkenfrage und insbesondere Mohammed II. gegenüber nachweislich einnahm. Wie oft ergeht er sich in den heftigsten Verwünschungen gegen den Herrscher, den er hier als den Bürgen des künftigen allgemeinen Friedens feiert, schmäht ihn als den Erbfeind der Christenheit und vergleicht ihn blutgierigen Bestien. Gelegentlich erörtert er sogar alles Ernstes die Teilung der Türkei, bei der Venedig den Peloponnes, Böotien, Achaia und die Küstenstädte von Epirus, der Albanierheld Georg Kastriota (Skanderbeg) Mazedonien, Ungarn, Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Walachei und alles Land bis zum Schwarzen Meer erhalten sollte, während einigen griechischen Dynastenfamilien Stücke des ehemaligen byzantinischen Reiches zugedacht waren.[1]) Demgegenüber gewinnt man bei der Lektüre des vom 1. Juli 1461 aus Siena datierten berühmten Briefes an Mohammed II. den Eindruck, als ob der Papst, da alle von ihm in Bewegung gesetzten Mittel versagten, in einer gewissermaßen verzweifelten Stimmung für sich und seine Mitchristen Trost gesucht hätte in der Ausmalung eines doch nur durch ein Wunder herbeizuführenden Zustandes, in dem er aller Sorgen und Nöte überhoben sein würde. Aber es fehlt doch nicht an Momenten, die dafür sprechen, es habe sich bei dieser Schrift Pius II. nicht bloß um ein sachlich nicht ernst gemeintes rhetorisches Prunkstück gehandelt, wie die sich am Wohlklang ihrer Worte berauschenden Humanisten so manches zutage gefördert haben, sondern um eine aus einem bestimmten Anlaß und zu einem bestimmten Zweck entstandene Arbeit, um eine Gelegenheitsschrift, die aus den damals gegebenen Verhältnissen entsprang und deren Weiterentwicklung in einer bestimmten Richtung beeinflussen wollte. Ging damals doch die Rede, der Eroberer Konstantinopels zweifle bereits in der Stille an der Lehre des Propheten und neige dem Christentum zu. Deshalb sollte er schon 1453 von dem griechischen Pa-

---

[1]) Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste II, S. 226.

triarchen Gennadios eine kurze Zusammenstellung der christlichen Glaubenslehre gefordert und diese ihn mit Bewunderung erfüllt haben. Daß Pius II. damals Probleme derart beschäftigten, macht auch die Tatsache wahrscheinlich, daß der gelehrte Nikolaus von Cnes eben um die Zeit des Mantuaner Kongresses seine „Cribratio Alcorami“ schrieb und dem Papste widmete.[1]) Es scheint, als ob durch dergleichen literarische Produkte des leicht erregbaren Papstes nur allzu beweglicher Geist zu den Spekulationen veranlaßt worden sei, die er in der unter dem Eindruck des Falles von Sinope und Trapezunt verfaßten[2]) Epistel an den Sultan niederlegte.[3]) Sie gibt die vollkommenste und konsequenteste Entwickelung der Friedensidee, die aus dem Mittelalter auf uns gekommen ist, und ist noch besonders merkwürdig deshalb, weil darin zum ersten Male jener alte, ursprünglich cluniazensische Standpunkt verlassen ist, der das Friedenswerk als einen Akt der Selbstzucht, der Buße und Besserung des einzelnen Menschen wie der Menschheit in Anspruch nahm und daher mit ihm weniger politische als moralische Ziele verfolgte und kirchliche Disziplin üben wollte, die den sich selbst überwindenden Sündern die Gnade des Himmels gewinnen sollte. In dieser Hinsicht trägt das merkwürdige Schriftstück entsprechend der Übergangszeit, in der es entstand, ein sozusagen modernes Gepräge. Jedenfalls ist es für die Geschichte der Friedensidee zu merkwürdig, als daß es nicht seinem wesentlichsten Inhalt nach hier wiedergegeben werden sollte.

---

[1]) Vgl. Georg Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II., III., S. 658–59.

[2]) Das lehrt die Wendung: „Hoc anno Synopen vetustam urbem cepisti et Trapezunte direpta incolas ejus et imperatorem in captivitatem duxisti.“

[3]) Pii secundi pontificis maximi ad illustrem Mahometem Turcarum imperatorem epistola. Tarvisii 1475, 12. Augusti. G. F. (d. i. Gerhart Flandrensis). 56 Blätter. Gedruckt auch als Ep. 8 in Epistolae Pii secundi . . . . per Petrum Augustinum Philelphum . . . opera Johannis Legnani 1481 und Raynaldi, Annales ecclesiastici, a. 1461, n. 44–112.

Mit der Einnahme von Sinope und Trapezunt, so führt Pius II. dem Sultan zu Gemüt, sei dieser auf den Gipfel des Erfolges gelangt. Noch mehr zu erreichen, dürfe er nicht hoffen. Habe er bisher doch bloß mit unkriegerischen Völkern zu tun gehabt. Italien werde er nicht so leicht bezwingen, dessen Bewohner zu lange über andere geherrscht hätten, um Untertanen zu sein, Mannschaften, Pferde und Waffen in Überfluß hätten und auch mit Geld reichlich versehen seien, das ja nun einmal den Nerv des Krieges ausmache. Einmütig würden sie sich zur Abwehr eines Angriffs zusammenfinden. Wohl sei es schwierig, die Christenheit zu einigen, bei einem Angriff Mohammets aber würden alle Streitigkeiten sofort ein Ende haben. Denn anders als die Griechen würden sie schon durch die Gemeinschaft des Glaubens vereinigt werden. Über wirkliche Christen könne ja Mohammet als Ungläubiger überhaupt nicht herrschen, wie denn ja auch seine bisherigen christlichen Untertanen keine wahren Christen seien, da sie im Glauben von der Einheit der Kirche abirrten. Zudem sei Italien reich an Städten, deren Herr zu werden ihm nicht gelingen werde, da er ja nicht einmal Ungarn zu bewältigen vermocht habe. Wolle der Sultan bei den Christen Herrschaft und Ruhm gewinnen, so bedürfe er weder eines gewaltigen Heeres noch einer Flotte: dazu genüge vielmehr schon ein wenig Wasser — die Taufe. Wenn er sich taufen lasse, werde kein Fürst der Welt ihm an Ruhm und Macht gleichkommen. „König der Griechen und des Morgenlandes“ werde man ihn nennen, und was er sich bisher widerrechtlich angemaßt, werde er dann dann von Rechts wegen besitzen. Die Christen werden ihn verehren und zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten bestellen, alle Bedrängten werden zu ihm als ihrem Beschützer ihre Zuflucht nehmen und alle Welt werde ihn als obersten Richter anrufen und sich ihm freiwillig unterwerfen. Aufsteigende Gewaltherrscher werde er bändigen, die Guten belohnen und die Bösen bestrafen können. Die römische Kirche werde ihm besondere Gunst erweisen, wie unlängst dem Littauerfürsten Litold und dem Polenkönig Kasimir, der ihr die Krone verdanke. Alle

Welt werde ihm zuströmen und es für ein Glück halten, ihm untertan zu sein. Als Christ würde Mohammet nach dem Tod des Königs Ladislaus auch in Ungarn und Bosnien die Herrschaft gewonnen haben. Epirus, der Peloponnes und die griechischen Inseln wiederstreben ihm nur, weil er nicht Christ ist. Alsdann werde auch die Kirche seine Hilfe anrufen gegen ihre Bedränger, wie einst den Frankenkönig gegen die Langobarden Aistulf und Desiderius. „Ach, welch ein Überfluß des Friedens, fährt der Papst dann fort, und welch ein Jubel des christlichen Volkes, welch Jubilieren auf der ganzen Erde! Wiederkehren wird das Augusteische Zeitalter, das goldene, von dem die Dichter singen, wo Leoparde und Lamm, Zicklein und Löwe friedlich beieinander wohnen und die Schwerter in Sicheln, Pflugscharen und Hacken verwandelt werden sollen.“ Ein glückseliger Friedenszustand werde alsdann eintreten, als dessen Schöpfer die Welt den Sultan verehren werde. Wie werde man ihn lieben und preisen, der allen den gemeinsamen Frieden gegeben! Jener Zustand werde dann endlich wiederkehren, der um die Zeit von des Heilands Geburt geherrscht habe. Schwierig sei es ja und fast unmöglich, daß in der ganzen Welt Ruhe herrsche, denn wo es Menschen gibt, seien diese auch bösen Leidenschaften unterworfen. Es gebe daher viel Anlaß zu Krieg, aber die Kämpfe zwischen Christen seien doch nicht so heftig wie die zwischen Christen und Nichtchristen, weil diese die Religion trenne. Diese Kriege seien die schlimmsten, und wenn sie aus der Welt geschafft würden, werde die größte und allgemeinste Ruhe eintreten. Denn mit Religionskriegen verglichen seien andere Kriege fast einem Friedenszustand ähnlich. Auch werde es deren nicht mehr so viele geben, wenn ein Herrscher vorhanden wäre, der sie durch seinen Wink zum Stillstand bringen könnte.

So wunderlich des Papstes Spekulationen sich in das Unmögliche verlieren und so sehr derselbe die Augen vor der trostlosen Wirklichkeit fast gewaltsam schließt, das merkwürdige Schriftstück, das ein begeistertes Phantasiegemälde von dem Friedenszustand entwirft, den des Sultans Übertritt zum Christen-

tum herbeiführen würde, klingt doch resigniert aus in dem wehmütigen Bekenntnis, selbst wenn das Unmögliche wirklich werden sollte, der furchtbarste Feind der Christenheit das Christentum annehmen würde, auf einen allgemeinen Frieden doch nicht zu rechnen, der Krieg nicht aus der Welt geschafft sein würde.

Daß auf dem von Pius II. eingeschlagenen Wege der allgemeine Friede, ohne den die Waffnung der abendländischen Christen gegen die Türken unmöglich blieb, nicht herbeigeführt werden konnte, war durch den völlig ergebnislosen Ausgang der fast leidenschaftlichen Bemühungen des Papstes nur allzu schlagend erwiesen. Hatte dieser dabei von einer eigentlich kirchlichen Gestaltung des Friedenswerkes abgesehen und sich darauf beschränkt, nur im allgemeinen dafür die Autorität der Kirche einzusetzen, so schlug sein Nachfolger Paul II. (1464—71) den entgegengesetzten Weg ein und versuchte den allgemeinen Frieden herzustellen und die Mittel zum Türkenkrieg zu schaffen durch einen die ganze Christenheit umfassenden, alle kirchlichen und weltlichen Autoritäten unter Oberleitung des römischen Bischofs vereinigenden Verband, der nach der anderen Seite hin ebenso phantastisch erscheint, wie die Entwürfe seines Vorgängers und natürlich ebensowenig zustande kam, wie jene hatten verwirklicht werden können. Das merkwürdige Schriftstück, in dem Paul II. seinen wunderlichen Plan, für den er, wie es scheint, insbesondere den Herren der Provence, den Titularkönig René von Sizilien, zum Fürsprecher bei Ludwig XI. gewonnen hatte,[1]) ausführlich darlegte, kennen wir bisher nur aus dem ihn verkürzt wiedergebenden Auszug, den ein gelehrter französischer Sammler späterer Zeit davon anfertigte: die Bulle selbst ist in ihrem Wortlaut bisher nicht zutage gekommen. Es bleibt daher immer die Möglichkeit, daß die Absichten des Papstes in einzelnen Punkten mißverstanden oder ungenau

[1]) Vgl. den weiterhin anzuführenden Erlaß Ludwigs XI. an seinen großen Rat, der angewiesen wird, die päpstliche Bulle auf das genaueste zu prüfen, wonach König René diese seinem Neffen durch einen besonderen Vertrauensmann übermittelt hatte.

wiedergegeben sind: im ganzen und großen aber wird, was er wollte, sich daraus deutlich ergeben, nicht minder wie der Weg, auf dem er es zu erreichen dachte.[1])

Nach der aus Rom vom 1. November 1469 datierten Bulle wollte Paul II. im Hinblick auf die Fortschritte der Türken den dieselben begünstigenden Streitigkeiten unter den christlichen Fürstlichkeiten ein Ende machen durch Errichtung einer „Brüderschaft des glückseligen Friedens und der Barmherzigkeit".[2]) Eintreten sollten in diese alle kirchlichen Würdenträger vom Papst abwärts bis zum schlichten Kleriker, sowie alle weltlichen Großen vom Kaiser hinab bis zu dem angesehenen Bürger der Städte. Alle sollten für die Zwecke des Bundes einen jährlichen Beitrag zahlen, der sich nach ihrem Rang abstufte: der Papst sollte 400 Goldflorins oder Livres tournois, jeder Kardinal 200, jeder Primas und Erzbischof 100 beisteuern usw., bis zum gewöhnlichen Geistlichen, der auf 10 eingeschätzt war. Bei den Laien begann die Stufenfolge bei dem Kaiser mit 300 und endete bei dem besseren Stadtbürger ebenfalls mit 10 Goldflorins. Jeder Diözese sollte ein Prior, jeder Provinz ein Provinzial, jeder Nation oder Zunge ein General vorstehen, alle durch die Genossen der Brüderschaft aus den betreffenden Bezirken gewählt, die oberste Leitung aber sollte in der Hand eines vom Papst ernannten Kardinals als Generalvikar liegen, dem alle jene anderen untergeordnet sein sollten. Wählbar sollten zu diesen Stellungen sowohl Geistliche wie Laien sein, so jedoch, daß jedem Laien gleich ein Geistlicher als Stellvertreter beigegeben würde, um durch kirchliche Zensuren die Säumigen oder Aufsätzigen zur Pflichterfüllung anzuhalten. In Angelegenheiten des Bundes reisende Mitglieder sollten auf dem Mantel ein Kreuz tragen. Kein Genosse darf in den Krieg ziehen, es sei denn zur Verteidigung seines Herrn oder „von seinem natürlichen Herrn zu einem erlaubten Kriege

---

[1]) S. den nach dem Ms. Dupuy 726 in der Pariser Nationalbibliothek gegebenen Abdruck in den Lettres de Louis onze IV, S. 137—39.

[2]) Confrairie, „quae pacis felicissimae et caritatis universorum fidelium nuncupatur".

aufgerufen". Die Spenden der Genossen verwahren die Prioren der Diözesen. Einmal jährlich wird in jeder Diözese ein Kapitel gehalten, Provinzialkapitel finden jedes zweite Jahr statt, während der Generalvikar alle drei Jahre ein Generalkapitel versammelt. In diesem sind die Angelegenheiten der Christenheit zu behandeln, insbesondere aber die der Brüderschaft. Jeder Aufzunehmende hat sich durch einen feierlichen Eid Gott, dem Urheber des Friedens und der Barmherzigkeit, der Jungfrau Maria und allen glückseligen Frieden genießenden Heiligen, zu geloben, sowie der „brüderlichen und demütigen Gesellschaft beglückenden Friedens und Erbarmens" und sich dabei zu verpflichten, daß er von nun an in eigenen Streitigkeiten nicht nach seinem Sinn handeln, sondern sich dem Spruch und Urteil von der Genossenschaft zu wählender Schiedsrichter gehorsam fügen, bei Streitigkeiten anderer aber, um die Entstehung von Fehden und Kriegen zu vermeiden, nach besten Kräften vermitteln wolle, überhaupt im Kreise seiner Freunde und Bekannten, wie aller Christen, Geistlicher sowohl wie Laien, auf Erhaltung des Friedens und der Eintracht hinwirken wolle. Was ihm bei dieser vermittelnden Tätigkeit von den Geheimnissen der einzelnen bekannt würde, werde er niemals verlautbaren lassen, wie er sich auch aller verdächtigen Verbindungen und insbesondere aller der Kirche, dem Papst und den Kardinälen und ihren Freiheiten, sowie den rechtgläubigen Fürsten feindlichen Kreisen fernhalten, etwa gegen sie gerichtetete Anschläge aber, die ihm bekannt würden, dem Bedrohten alsbald mitteilen wolle. Den Schluß der langen Eidesformel bildet ein ausdrückliches Gelöbnis des Gehorsams gegen die Weisungen des Papstes und die Anordnungen der Leiter des Friedensbundes. Allen Genossen desselben wurde das Recht gewährt, sich ihren Beichtvater nach Gutdünken zu wählen, und dieser sollte ihnen in allen Fällen, selbst den sonst dem römischen Stuhl vorbehaltenen Absolution erteilen können.

Denkt man sich diesen Plan Pauls II. einmal verwirklicht, so wäre das Ergebnis gewesen, daß die abendländische Christenheit oder wenigstens ein beträchtlicher Teil derselben nach

Art eines großen Ordens organisiert und innerhalb desselben für gütliche Begleichung zwischen den Genossen entstehender Streitigkeiten Sorge getragen, im übrigen aber Anlaß zu Hader und Krieg doch nicht aus der Welt geschafft gewesen wäre. Papier und Pergament sind geduldig: ein solches Projekt, in dem hochtönenden Stil der römischen Kurie vorgetragen und der Christenheit zur Nachachtung empfohlen, nahm sich sehr großartig aus und konnte leicht erregbaren Gemütern imponieren, ein praktisches Ergebnis aber blieb ihm natürlich versagt. Bei den weltlichen Fürsten aber konnte man dafür kaum auf beifällige Aufnahme rechnen. Denn ein solcher halb geistlicher, halb weltlicher Ordensverband, dessen Glieder sich namentlich auch zur Verteidigung der Freiheiten der Kirche und des Papstes verpflichteten, mußte vielen von ihnen bedenklich erscheinen, denn er war wohl geeignet, ihre eben erst mühsam gesicherten Rechte der Kirche gegenüber zu gefährden. Deshalb nahm namentlich Ludwig XI. von Frankreich Anstoß daran und verfügte eine genaue Prüfung des Entwurfs in Bezug auf die den staatlichen Interessen widerstreitenden Punkte darin.[1]) Es scheint, als ob an diesem Widerspruch Pauls II. Plan alsbald gescheitert und ein weiterer Schritt zu seiner Verwirklichung überhaupt nicht getan sei.

Die Zeiten waren längst vorbei, wo große politische Aktionen — und die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens zwischen den christlichen Staaten war zweifellos eine hochpolitische Aktion — mit den der Kirche noch gebliebenen Machtmitteln durchgeführt werden konnten: das Gebiet, auf dem es sich dazu zu betätigen galt, entzog sich je länger je mehr ihren geistigen und moralischen Einwirkungen, welche an den zunächst in Frage kommenden politischen Machtverhältnissen und den sich unwiderstehlich geltend machenden Sonderinteressen der einzelnen Staaten wirkungslos abprallten. Der fromm begeisterte Salier Heinrich III. hatte es noch für

---

[1]) Vgl. die Denkschrift des Thomas Basin, Bischofs von Lisieux, in seiner Histoire de Charles VII. et de Louis XI., ed. Quicherat IV, S. 73 ff.

möglich halten können, durch konsequente Geltendmachung des christlichen Sittengesetzes sein bußfertiges Volk zum Verzicht auf das alte Recht der Waffen zu erziehen und so einen beglückenden Zustand sittenreiner Friedfertigkeit herbeizuführen: in der Mitte und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts konnte davon nicht mehr die Rede sein. So hat denn die von der römischen Kirche wiederholt mit aller Energie angeregte Friedensbewegung auf die zu deren Siege unentbehrlichen weltlichen Faktoren immer nur sehr geringen Eindruck gemacht und bei ihnen wenig oder gar keinen Anklang gefunden. Wo dieselben zunächst darauf eingingen, geschah es nur, um die Form zu wahren, nicht aber in der ernsten Absicht und mit dem guten Willen, dem Gedanken zum Siege zu verhelfen. Dort sah man — wie auch in modernen Zeiten vielfach — in dem herbeizuführenden allgemeinen Frieden eher ein lästiges Hindernis für die Verfolgung des eigenen Vorteils und wollte ihn daher gar nicht ins Leben treten sehen.

Allerdings kam auch in den Kreisen der weltlichen Fürsten, namentlich des deutschen Reiches, die Frage nach der Herstellung eines allgemeinen Friedens noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht zur Ruhe. Nur wurden da infolge der trostlosen Zerfahrenheit nicht einmal solche Anläufe genommen, wie die Kirche sie wenigstens zeitweise noch zustande brachte. Vielmehr steckte man sich das Ziel dort immer niedriger: wäre man doch schon froh gewesen, hätte man statt des allgemeinen Friedens wenigstens einen fünfundzwanzigjährigen zu erreichen vermocht, und sah schließlich schon einen Erfolg darin, daß 1454 zu Regensburg ein zweijähriger auf dem Papier vereinbart wurde. Der „große Christentag“ aber, der ebendort 1471 stattfand und zu dem zu erscheinen sogar Kaiser Friedrich III. sich entschlossen hatte, verlief ergebnislos,[1]) obgleich eben damals Papst Sixtus IV. den Gedanken Pius II. wieder aufgenommen hatte und ein

---

[1]) Vgl. K. Reißenmayer, Der große Christentag zu Regensburg 1471. Regensburg 1887–88.

Gesamtbündnis der europäischen Mächte betrieb, dessen Spitze sich natürlich wieder gegen die Türken richten sollte: die dazu ausgesandten Legaten predigten tauben Ohren.[1]) Die Wandlung aber, die im Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert mit dem Aufsteigen der habsburgischen Macht und ihren wechselnden Kämpfen mit ihren Gegnern eintrat, entzog solchem Projekt vollends den Boden. In einer Zeit, wo nicht bloß der allerchristlichste König den türkischen Sultan als Bundesgenossen an sich zog, sondern sogar der Papst vor einer solchen Allianz nicht zurückschreckte, war der Türkenkrieg kein Motiv mehr, das für die Mahnung zum Frieden unter den Christen geltend gemacht werden konnte. Daher hört die Friedensidee überhaupt auf für weitere Kreise eine Rolle zu spielen und auch nur zeitweise die große Menge durch Erweckung trügerischer Hoffnungen in Bewegung zu setzen. Wo sie wieder auftaucht, entbehrt sie des kirchlichen Hintergrunds, der ehemals ihren Eindruck verstärkt hatte, und wird eine Waffe selbstsüchtiger Diplomatie, welche die von ihr verfolgten besonderen Zwecke durch Vorspiegelung eines von deren Erreichung zu hoffenden allgemeinen Friedenszustandes zu erreichen und zugleich zu empfehlen und zu fördern beflissen ist. Auf etwas anderes lief auch der allgemeine Friedenszustand nicht hinaus, den 1518 Kardinal Wolsey — bezeichnenderweise wieder unter dem Vorwand des Türkenzuges —, die Großmächte Europas um England vereinigte, in der Meining, damit Heinrich VIII. zum Schiedsrichter Europas gemacht zu haben: in ihrer Selbstsucht enthüllt, litt diese Politik schnell Schiffbruch[2]) und um nichts besser würde es jenem phantastischen Plan zur Errichtung einer den Weltfrieden sichernden christlichen europäischen Republik ergangen sein, mit dem der erste Bourbon auf dem französischen Thron sich getragen haben soll, wenn er nicht, jeder geschichtlichen Begründung bar, der Legende

---

[1]) Pastor, a. a. O., S. 414—16.

[2]) Vgl. M. Busch, Drei Jahre englischer Vermittlungspolitik. Bonn 1884.

*

angehörte. Solche Entwürfe lagen Heinrich IV. ganz fern, dem König, der mehr als alle anderen gleichsam die Verkörperung des eroberungslustigen französischen Nationalismus war, der die von der Bartholomäusnacht durchkreuzten Pläne Colignys an der Spitze der wiedergeeinigten Nation verwirklichen wollte und damit Ludwig XIV., der Revolution und Napoleon den Weg gewiesen hat.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Sitzungsberichte der philosophisch-philologische und historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München

Jahr/Year: 1915

Band/Volume: 1915

Autor(en)/Author(s): Prutz Hans

Artikel/Article: Die Friedensidee im Mittelalter. Vorgetragen am 9. Januar 1915 1-42